

Erzählte und gelebte Geschichten: narrative Dimensionen eines biographischen Interviews

Tschuggnall, Karoline

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tschuggnall, K. (1999). Erzählte und gelebte Geschichten: narrative Dimensionen eines biographischen Interviews. *Journal für Psychologie*, 7(1), 56-66. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28746>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Narrative Dimensionen eines biographischen Interviews

Karoline Tschuggnall

Zusammenfassung

Seit Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre das »Selbst als Geschichtenerzähler« (Bruner) die wissenschaftliche Bühne betrat, sind auch die jeweiligen Kontexte, in denen Geschichten erzählt und Selbst- und Weltbilder entworfen werden, zunehmend ins Blickfeld psychologischer Forschung gerückt. Am Beispiel einer im Rahmen eines Forschungsinterviews erzählten Lebensgeschichte thematisiert der Beitrag kulturelle, soziale und dialogisch-kommunikative Aspekte autobiographischen Erzählens. Dabei geht es vor allem um Erzählweise, Interpretationsmuster und kulturelle Topoi, die in der erzählten Lebensgeschichte auftauchen, um die Interaktion als »gelebte Geschichte« und ihre Bedeutung für die erzählten Geschichten und um unterschiedliche Dialogstränge, die sich in autobiographischen Erzählungen überlagern.

Martha Neuwirth nennt ihren Namen und Geburtsort. Sie wurde als drittes Kind ihrer Eltern im Pfarrhaus eines kleinen Tiroler Dorfes geboren. Vor ihr, wie sie sagt, waren ein Bub und ein Mädchen, der Bruder vier Jahre älter, die Schwester zwei. So beginnt ihre autobiographische Erzählung. Ich hatte Frau Neuwirth im Rahmen eines Forschungsinterviews gebeten, mir ihr Leben zu schildern, »irgendwo« anzufangen, und sie hatte dies in einer Nachfrage reformuliert: »Wo ich mich zurückerinnern kann, oder?« Natürlich kann sich niemand an Ort und Umstände der eigenen Geburt erinnern. Dennoch sticht der Widerspruch, der in den Formulierungen meiner Interviewpartnerin liegt, nicht sofort ins Auge; zu selbstverständlich werden viele autobiographische Erzählungen auf diese Art und Weise eingeleitet. Die Selbstverständlichkeit, mit der Geburtsort und Familiengeschichte am Beginn vieler autobiographischer

Erzählungen stehen, läßt sich jedoch weniger mit der Tatsache erklären, daß wir alle geboren werden. Viele andere lebensgeschichtliche Tatsachen finden nie oder nur sehr selten Eingang in autobiographische Erzählungen. Daß uns Zeit, Ort und Umstände der eigenen Geburt als natürlicher Auftakt erzählter Lebensgeschichte erscheinen, hat vielmehr mit kulturellen Konventionen zu tun; sie bilden die Folie, vor der bestimmte lebensgeschichtliche Ereignisse als bedeutsam, andere als nicht erzählenswert gelten.

Wie die Erzählung meiner Interviewpartnerin, so beginnen viele Geschichten, in denen es um persönliche Erfahrungen und Erlebnisse geht, mit einem »Orientierungsteil« (Labov & Waletzky 1973): Zeit und Ort des Geschehens werden angegeben, Personen und der Handlungskontext beschrieben. Daß bei autobiographischen Erzählungen oft Familiengeschichte, Ort und Umstände der eigenen Geburt diese Orientierungsfunktion übernehmen, verweist nicht zuletzt auf ihre soziale Bedeutung. Erfahrungen, die Erzählerin und Zuhörerinnen teilen, kommen dabei zum Tragen: Wir schreiben wiederholt Lebensläufe und vermerken unzählige Male unsere persönlichen Daten in Formularen. Dabei sind neben dem Namen, Geburtsdatum, Geburtsort und Herkunft von zentraler Bedeutung für die von modernen Gesellschaften »dokumentierte Identität« (Goffman 1967) einer Person.

Der Beginn der autobiographischen Erzählung meiner Interviewpartnerin läßt sich jedoch noch anders lesen. Frau Neuwirth kannte meine Absicht, auch mit ihrer Mutter und ihren Schwestern lebensgeschichtliche Interviews zu führen. Ihr Einstieg in die Erzählung und die Tatsache, daß sie im Verlauf des Interviews ausführlich von ihrer Familie berichtet, mag also auch mit den

Erwartungen zu tun haben, die sie *mir* zuschreibt. Sie mag annehmen, daß es genau dieses familiäre Moment ihrer Biographie ist, das mich als Interviewerin interessiert, und ihre Erzählung von vornherein daraufhin ausrichten.

Im folgenden geht es mir um diese Aspekte ihrer erzählten Lebensgeschichte: Es geht mir um autobiographisches Erzählen als eine dialogisch-kommunikative, soziale und kulturelle Praxis.¹

I.

Nachdem Martha Neuwirth ihren Namen und Geburtsort genannt und berichtet hatte, daß sie nach einem Sohn und einer Tochter das dritte Kind ihrer Eltern war, schloß sie unmittelbar mit der Aussage an, daß sie »als Kinder wahnsinnig arm waren«. Nicht jedoch die Armut an sich habe sie in ihrer Kindheit gestört, sondern die Tatsache, daß in Familien, die noch weit ärmer waren, alle Kinder zumindest ein eigenes Bett hatten - in ihrer Familie gab es für drei Kinder nur ein Bett. Was sie jedoch noch mehr gestört habe, so Martha, war die Ungerechtigkeit - »weil .. wir sind nicht alle gleich arm gewesen«; sie habe »von Kind auf immer schon das Gefühl gehabt«, daß ihr Bruder Josef bevorzugt behandelt worden ist. Sie erzählt daraufhin ein, wie sie sagt, »Schlüsselerlebnis«. Josef hat sie - sie war zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt - bei ihrer Mutter wegen einer Kleinigkeit angeschwärzt; Martha hatte in der Schule etwas erzählt, was im Familienkreis verbleiben, also nicht nach außen dringen sollte. Anstatt nun die Dinge zurechtzurücken, hat sich ihre Mutter auf die Seite des Bruders gestellt; dieses »Mitspielen« der Mutter bei den Machenschaften des Bruders habe sie, wie Martha sagt, »unendlich gestört«.

Autobiographische Episoden wie diese zu erzählen heißt, sich selbst zum Gegenstand einer Geschichte zu machen. Diese Geschichten, die man über sich und das eigene Leben erzählt, sind vorläufige Geschichten; es sind Geschichten, die laufend er-

gänzt und modifiziert werden. Mark Freeman (1993) beschreibt dieses permanente Be- und Umarbeiten der eigenen Biographie als »rewriting the self«: Es ist ein Prozeß, in dem das erzählende Ich sein Leben und damit auch sich selbst beständig neu interpretiert. Wenn meine Interviewpartnerin von ihren Erfahrungen und Erlebnissen berichtet, hat sie mit der Protagonistin ihrer Geschichte - ihrem »erzählten Ich« - zwar den Namen, nicht jedoch Zeit, Ort und Lebensumstände gemeinsam. Im Hier und Jetzt des Erzählens entwirft sie Bilder ihrer selbst als Kind, als Jugendliche oder erwachsene Frau, schildert sie das Denken, Fühlen und Tun ihrer Protagonistin in unterschiedlichen Lebenslagen. Dabei bearbeitet sie das Material, das ihr ihr Gedächtnis zur Verfügung stellt, mit den Werkzeugen, die die Kultur, in der sie lebt, etwa in Form von narrativen Stilen und literarischen Konventionen, Interpretationsmustern und Erklärungsmodellen, bereithält.

In ihrer Schilderung fügt meine Interviewpartnerin jedoch nicht nur eine autobiographische Episode zur anderen. Wie Paul Ricoeur (1987) festgestellt hat, wäre die Tätigkeit des Erzählens nur unzureichend beschrieben, würde man darin ein bloßes Aneinanderreihen von einzelnen Episoden sehen. Jede Erzählung hat neben einer episodischen eine »konfigurative Dimension«; erst sie macht aus einer Abfolge von chronologischen Ereignissen eine Geschichte im eigentlichen Sinne. So etwa erscheinen in vielen autobiographischen Erzählungen einzelne lebensgeschichtliche Ereignisse als Stationen einer Entwicklung. Dabei kann die Betonung auf Kontinuität liegen - die Protagonistin kann nach dem Modell einer Bildungsreise an unterschiedliche Orte geführt werden, an denen sie Erfahrungen sammelt und reift; aber auch lebensgeschichtliche Brüche, Neuorientierungen und Wendepunkte können Teil einer Entwicklungsgeschichte sein - die Protagonistin trifft auf Schwierigkeiten, die sie zu meistern hat und die es ihr, einmal überwun-

den, ermöglichen, ihren Weg auf einer qualitativ höheren Stufe fortzusetzen. Die autobiographischen Episoden, die meine Interviewpartnerin erzählt, scheinen mir jedoch durch ein anderes Band miteinander verbunden zu sein.

In den Anfangspassagen ihrer Erzählung berichtet Martha, wie schon erwähnt, daß sie in ihrer Kindheit die Tatsache »gestört« hat, daß sie lange Zeit kein eigenes Bett hatte – was, das legt der Vergleich mit anderen, noch ärmeren Familien nahe, nicht so sehr eine Frage des Geldes, sondern der Prioritäten ihrer Eltern war. »Eigentlich mehr gestört« hat sie jedoch, daß innerhalb ihrer Familie nicht alle gleich arm waren: ihr Bruder wurde den drei Töchtern gegenüber bevorzugt behandelt. »Unendlich gestört« hat Martha die Parteinahme ihrer Mutter für Josef. Als ich im Interview noch einmal auf die Rolle des Bruders innerhalb der Familie zu sprechen komme, schildert Martha, daß sie und ihre Schwester den Küchentisch räumen und ihre Hausaufgaben auf der Anrichte erledigen mußten, wenn Josef den Tisch brauchte; auch Geschenke habe er mehr bekommen, was Martha aber »am allermeisten gestört« hat, war das »ständige Tuscheln« zwischen Mutter und Sohn, »und wenn ich dann in die Küche gekommen bin, dann hat Josef gesagt, [flüstert] jetzt müssen wir wieder still reden, die Petherin kommt und so, und das finde ich eigentlich eine Frechheit (...) .. das habe ich der Mama auch schon einmal gesagt .. habe ich gesagt .. ich war genauso dein Kind wie er und, wenn du eine Frau gewesen wärest mit einem Hausverstand, nur einem Hausverstand, da brauchst du gar keine Intelligenz, dann hättest du zu ihm sagen müssen, du die Martha gehört zu unserer Familie«.

Die Erzählung meiner Interviewpartnerin beschreibt in ihrem Aufbau weniger eine Linie denn eine Spirale. Dabei steigert sich mit jeder neuen »Windung« nicht nur der Unmut der Erzählerin. Der Kreis der Personen, um die es geht, verengt sich zunehmend:

Wird zu Beginn durch den Vergleich zwischen ihrer eigenen und anderen Familien der Vorwurf der mangelnden elterlichen Sorge um die drei Kinder laut, so dreht sich die folgende Sequenz um die Unterschiede innerhalb der Familie: Josef nimmt im Vergleich zu den Töchtern eine privilegierte Position ein. Ihre Zuspitzung erfährt die Erzählung schließlich, als Martha die Perspektive auf die Beziehung zwischen ihrer Mutter, ihrem Bruder und sich selbst einengt. Gleich, ob es um sie *als Kind* im Vergleich zu den Kindern anderer Eltern, *als eine der Töchter* im Vergleich zum Sohn oder *als Martha* im Vergleich zu Josef geht, die Erzählung meiner Interviewpartnerin kreist immer um das Unrecht, das ihr in diesen Beziehungen widerfahren ist. In Marthas Erzählung markieren lebensgeschichtliche Ereignisse oder persönliche Erfahrungen also nicht so sehr Stationen einer Entwicklung; die erzählten Episoden stellen vielmehr Variationen eines zentralen Themas dar: der Erfahrung von Unrecht.

Durch Äußerungen zunehmenden Mißfallens narrativ vorbereitet, platzt Martha dann auch der Kragen: Sie findet es eine »Frechheit«, wie ihre Mutter mit ihr umgegangen ist; wortwörtlich wiederholt sie ihre Vorwürfe. Indem sie sich selbst zitiert, evoziert sie unmittelbar die damalige Situation – das Geschehen rückt nicht zuletzt für die Zuhörerinnen näher. Auf das Bild eines Kindes, das den Ausschluß aus dem für sie wichtigen Familienverbund erfährt – und sich insgeheim widersetzt –, folgt so das Bild einer Erwachsenen, deren Ärger sich in offener Kritik äußert.

Nachdem Martha weitere Episoden erzählt hat, die illustrieren, wie unterschiedlich Sohn und Töchter von den Eltern behandelt wurden, frage ich sie, ob und inwiefern diese Zeit ihr späteres Leben beeinflusst hat. Die Armut in ihrer Familie habe sie ehrgeizig gemacht, antwortet sie; sie wollte nie so leben, wie ihre Mutter gelebt hat. Martha erzählt vom Leben ihrer Mutter und meint abschließend: »Die Mama hat alles so hin-

genommen und war überhaupt keine Kämpferin .. ich bin von Kind an eine Kämpferin gewesen .. ich habe als Kind schon gekämpft.« Es folgt eine Geschichte, die von einer Auseinandersetzung mit ihrem Vater handelt und die wiederum mit dem Kommentar endet: »Ich bin eigentlich von Kind auf eine Kämpferin gewesen, und ich kämpfe eigentlich mein ganzes Leben .. ich habe nie aufgehört zu kämpfen.« Eins hatte sie sicher nie, fährt sie fort, nämlich ein »bequemes Leben«. Sie ist immer sehr gefordert worden, hat viel gearbeitet, gekämpft und geschaut, daß sie weiterkommt. Von Zuhause aus, fügt sie hinzu, sind ihr »oft noch direkt Prügel in den Weg gelegt« worden.

Marthas Erzählung beschreibt auch hier weniger eine Linie denn eine Spirale. Kreiste im ersten Teil des Interviews ihre Erzählung um erfahrenes Unrecht, wird nun jedoch der Kampf gegen Ungerechtigkeit, Armut und Benachteiligung zum Angelpunkt ihrer Erzählung. In den folgenden Teilen des Interviews berichtet Martha ausführlich von ihrem Berufsleben, um schließlich eine Art Resümee zu ziehen: »Und heute denke ich mir manchmal .. also .. wenn ich jetzt noch einmal jung wäre, würde ich verschiedenes anders machen (...) .. aber dadurch, daß man eigentlich ständig einen Kampf gehabt hat ums Dasein ...« Auf meine Nachfrage hin, was sie anders machen würde, meint sie, sie würde auf jeden Fall eine höhere Schule besuchen und sich politisch engagieren: »Für Frauenrechte (...) dadurch, daß eigentlich meine beiden Chefs unheimliche Patriarchen waren .. der Papa eigentlich auch .. und ich bin eben ein Leben lang eine Kämpferin gewesen und habe das alles bekämpft, aber nur für mich, man könnte das Ganze in einem größeren Rahmen machen, für mehrere Leute.«

Hatte sie in den ersten Teilen des Interviews Bilder von sich selbst als Kind, als Schwester, Tochter oder erwachsene Frau gezeichnet - in anderen Worten, ihr »tatsächliches Ich« entworfen, so taucht hier

nun ein »mögliches Ich« auf. Ein solches »mögliches Ich« (»possible self«) ist, wie Markus und Nurius (1986) gezeigt haben, von zentraler Bedeutung für das Selbst-Konzept einer Person. Markus und Nurius verstehen darunter in erster Linie ein antizipiertes Ich - Vorstellungen davon, wie man in Zukunft sein wird, auf jeden Fall bzw. nie und nimmer sein möchte. An solchen antizipierten Selbstbildern richtet sich nicht zuletzt auch das Handeln einer Person im Hier und Jetzt aus; ein zukünftiges Ich vor Augen, entwickelt man Lebenspläne, trifft Entscheidungen, erfährt man Zeit als Entwicklung oder Stillstand. Ein in einer autobiographischen Erzählung antizipiertes Ich läßt erahnen, wie die Geschichte weitergeht, wenn die Erzählung endet. Donald Polkinghorne (1988, 150) hat dieses Moment im Blick, wenn er vorschlägt, das »Selbst« zu begreifen als »a configuring of personal events into a historical unity which includes not only what one has been but also anticipations of what one will be«.

Meine Interviewpartnerin entwirft in ihrer Erzählung jedoch kein mögliches, für die Zukunft antizipiertes Ich. Ihre Erzählung behandelt nicht das, was in bezug auf sie selbst und ihr Leben möglich *sein wird*, sondern, was möglich *gewesen wäre* - ihr mögliches Ich ist das Ich einer fiktiven Autobiographie. Dieses mögliche Ich gehört genauso zum Selbstverständnis Marthas wie ihr tatsächliches Ich, die Vorstellung davon, was sie tun würde, wäre sie noch einmal jung, genauso zu ihrem Lebenslauf wie das, was sie tatsächlich getan hat. Polkinghorne's Begriff vom »Selbst« läßt sich vor diesem Hintergrund erweitern: Ein narrativer Selbstentwurf impliziert nicht nur Vorstellungen davon, wie man war, ist und in Zukunft sein wird, sondern auch Ideen darüber, wie man in der Vergangenheit hätte gewesen sein können und in Zukunft zu sein hofft, wünscht oder befürchtet.

Die Konstruktion und Rekonstruktion tatsächlicher und möglicher Ichs geht im auto-

biographischen Erzählen Hand in Hand mit der Konstruktion und Rekonstruktion der sozialen und kulturellen Wirklichkeit, in der man gelebt hat, gegenwärtig lebt und leben wird - auch gelebt haben könnte. »Self-making« und »world-making« sind immer, wie Bruner (1991) betont, komplementäre Prozesse. Die sozialen Räume, die Martha in ihrer Erzählung beschreibt -, Familie, Berufsleben und die Gesellschaft im allgemeinen, basieren auf Ungerechtigkeit und Benachteiligung, der Hierarchie zwischen den Geschlechtern, patriarchalischen Strukturen. Sollte es für sie eine soziale Wirklichkeit geben, die auf anderen als Ungleichheitsprinzipien beruht, so taucht sie in der Geschichte, die sie erzählt, zumindest nicht auf. Genausowenig wie sich in ihrer Erzählung die Erfahrungen der Kindheit von denen des Erwachsenenendaseins strukturell unterscheiden, unterscheiden sich die beschriebenen sozialen Wirklichkeiten: Unrecht und Benachteiligung sind in allen Lebensabschnitten und in allen Lebensräumen ubiquitär.

Allgegenwärtig wie Unrecht und Benachteiligung ist auch Marthas Widerstand. Das heißt nicht, daß der Geschichte, die meine Interviewpartnerin erzählt, keine *Story* zugrunde liegt, sich also keine chronologische Abfolge von Ereignissen rekonstruieren ließe. Natürlich hat ihre Erzählung eine »episodische Dimension« (vgl. Ricoeur, 1987), können die Ereignisse und Erfahrungen, von denen sie berichtet, unterschiedlichen Lebensabschnitten zugeordnet, zeitlich also bestimmt und in eine Reihenfolge gebracht werden. Auf der Ebene des *Plots* jedoch - der Konfiguration von Ereignissen und Erfahrungen in einen narrativen Sinnzusammenhang - folgt Marthas Erzählung weniger einem Entwicklungsgedanken als dem Prinzip des »Immer schon«. Ihrer Darstellungsweise - dem Variieren immer wiederkehrender Themen - entspricht auf der Ebene des Dargestellten eine spezifische Welt- und Selbstwahrnehmung: Wie Martha die sie umgebende Wirklichkeit immer

schon als ungerecht empfunden hat, hat sie sich gegen erfahrenes Unrecht insgeheim oder offen immer schon zur Wehr gesetzt. Die Erinnerung an lebensgeschichtliche Ereignisse und Erfahrungen im Prozeß des Erzählens muß, wie Bruner (1993, 45) schreibt, »be guided by some criteria of relevance, by something like a 'theory' about how the isolated 'facts' of a life cohere«. In Marthas Erzählung ist es der Gedanke einer immer schon ungerechten Lebenswelt und ihres immer schon renitenten Ichs, der die erzählten lebensgeschichtlichen Episoden miteinander verbindet. Verknüpft werden diese beiden Momente in dem kulturellen Topos des Lebens als einem »Kampf ums Dasein«, mit dem meine Interviewpartnerin nicht nur eigene biographische Erfahrungen, sondern auch das Genre benennt, in dem sie ihre Lebensgeschichte erzählt.

II.

Im autobiographischen Erzählen erinnern wir uns nicht nur, wie van Langenhove und Harré (1993) betonen, an lebensgeschichtliche Ereignisse. Das eigene Leben zu erzählen, ist selbst ein lebensgeschichtliches Ereignis: Es findet zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort unter Beteiligung konkreter Personen statt - und kann zu einem späteren Zeitpunkt wiederum erinnert und erzählt werden. Dabei werden nicht nur zukünftige Erinnerungen an das Interview, das ich mit Martha geführt habe, in Form von Geschichten präsentiert werden; schon das Interview selbst ist - so läßt sich zeigen - narrativ strukturiert. Eine Interviewsituation hat wie jede Erzählung Anfang und Schluß, sie hat Protagonisten, die nicht nur über etwas reden, sondern mit ihren Worten auch etwas tun; und schließlich hat diese Form der Interaktion auch einen nachvollziehbaren Plot. Hatte ich Martha, nachdem sie die ersten Episoden erzählt hatte, noch gebeten, mir genauer zu schildern, wo sie sich ihrem Bruder gegenüber »schlechter behandelt oder benachteiligt gefühlt hat«, so verlasse ich wenig spä-

ter die Position der distanzierten Interviewerin. Martha hatte mir, wie oben schon erwähnt, erzählt, daß ihre Mutter und Josef immer »getuschelt haben«, ihr Tuscheln aber abrupt abbrachen, wenn sie ins Zimmer kam. Nach einer weiteren Episode kommt sie nochmals auf dieses Thema zurück:

MN: .. ich finde, das ist doch so kindisch, wenn eine Mama mit einem Kind so [flüstert] geheimnisvoll tut und wenn das andere in die Küche kommt, dann sind sie sofort still, da fühlst du dich doch daneben

KT: natürlich fühlst du dich ausgeschlossen
MN: nicht? Eben.

Nach mehreren Nachfragen ist dies mein erster Kommentar zu Marthas Erzählung. Dabei gebe ich gleichzeitig mit meiner Zurückhaltung auch die Rolle der interessierten, aber distanzierten Zuhörerin auf. Ich werde zur Verbündeten, die die geschilderten Begebenheiten von einer ähnlichen Warte aus interpretiert wie sie: Nicht nur, daß ich mich ihrem Sprachduktus angleiche (»fühlst du dich«); ich bestätige meiner Interviewpartnerin auch, daß sich alle - mich eingeschlossen - in der beschriebenen Situation ausgeschlossen fühlen würden (womit ich die Deutung Marthas - »fühlst du dich doch daneben« - noch steigere). Indem ich mich hier auf die Seite meiner Interviewpartnerin stelle - ihr gegenüber also eine andere Position als zuvor einnehme -, verändert sich nicht zuletzt auch der Kontext, in dem sie ihre Geschichte entwickelt. Die Interaktion, die als Forschungsinterview begann, nimmt nun andere Züge an. Dabei ändert sich die Situation zwar nicht grundlegend - es bleibt auch weiterhin ein Interview -, aber Fragen hören sich anders an von einer Interviewerin, die, statt eine distanzierte Gesprächshaltung einzunehmen, sich bereits als Verbündete erwiesen hat. Auf die kulturelle Interaktionsfolie eines Forschungsinterviews legt sich eine andere, nämlich die eines Gesprächs zwischen »Bündnispartnerinnen«. Als ich Martha im Anschluß an die oben zitierte

Passage frage, wie es denn »später«, also in ihrer Jugend gewesen sei, zeigt sich diese veränderte Dialogstruktur noch einmal:

MN: also später dann .. ist es dann erstens einmal das gewesen, was wahrscheinlich auch der Grete [ihrer Schwester] so Probleme gemacht hat, wir haben so gar keine Freiheit gehabt, die Mama ist so auf uns oben gesessen

KT: und das ist sie auf dem Josef nicht

MN: nein überhaupt nicht.

In einem Gespräch zwischen Verbündeten handeln die Beteiligten unter anderen Voraussetzungen als in einem Forschungsinterview. Unsere Vorstellungen von einem solchen Gespräch unterscheiden sich von den Erwartungen an eine Interviewsituation. Dabei wird nicht so sehr eine statische Gesprächskonstellation als der *Verlauf* einer Interaktion antizipiert. Es sind, in anderen Worten, weniger Bilder, die man vor Augen, als unterschiedliche Geschichten, die man im Kopf hat. Metaphern zur Beschreibung von Interaktionen, denen diese diachrone Dimension weitgehend fehlt - wie etwa das Goffmansche »Rahmen«-Konzept (1977) - erweisen sich so gesehen als irreführend (vgl. Davies und Harré 1990).

Geschichten haben, wie gesagt, Protagonisten und einen Plot. Die Geschichten, vor deren Hintergrund wir konkrete soziale Situationen deuten, leiten sich aus zahlreichen eigenen Gesprächserfahrungen ab, speisen sich aber auch aus Erfahrungen mit Gesprächen, die wir in einer medial vermittelten Welt lesen, hören und sehen. Auf der Basis solcher Erfahrungen schreiben Martha und ich uns in der konkreten Interviewsituation bestimmte Rollen zu - machen uns, in anderen Worten, zu Protagonistinnen in interaktiv gelebten Geschichten. Es geht jedoch nicht nur um gegenseitige Wahrnehmungen und Rollenzuweisungen. Auf der Folie bekannter Geschichten interpretieren wir das, was die andere sagt und tut, entwickeln Erwartungen, wie sich die Gesprächspartnerin verhalten wird, und

stellen Vermutungen darüber an, wie das Erzählte oder Gefragte beim Gegenüber ankommt; wir antizipieren, in anderen Worten, den Plot unserer Interaktion - die Handlung der Geschichte, in der wir uns gerade befinden - und verhalten uns dementsprechend.

Gegen Ende des Interviews mit Martha verändern sich die Vorzeichen des Gesprächs ein weiteres Mal. Nachdem mir Martha erzählt hatte, daß sie sich, wäre sie noch einmal jung, mehr politisch engagieren würde - »für Frauenrechte« -, spricht sie davon, daß sie sich von anderen Frauen doch sehr unterscheidet.

MN: die meisten halten einfach ihren Mund, spielen Frauchen, weißt du, spielen Weibchen, machen Schmollmund (...) mein Recht zu erkämpfen ist ganz anders, ich will das schwarz auf weiß, mit so Sachen bin ich nicht zufrieden

KT: es gibt aber heutzutage sehr viele Frauen, die das anders machen

MN: ja, aber in höheren Kreisen ... also wahrscheinlich wirklich in Akademikerkreisen, sicher nicht in Verkäuferinnenkreisen oder Friseurinnen oder was immer ich so kenne.

Tauchten Frauen vorher als Wir-Gruppe auf, zu der auch Martha und ich gehören, differenziert sich dieses Bild nun aus. Martha unterscheidet zwischen den Frauen, die ihre Weiblichkeit einsetzen, um etwas zu erreichen, und jenen, die ihr Recht auf eine andere Art und Weise erkämpfen. An dieser Stelle fühle ich mich angesprochen. Dem »Text« meiner Antwort liegt jedoch noch eine Art Subtext zugrunde: Ich sage, daß gegenwärtig viele Frauen andere als die von Martha abgelehnten Strategien verfolgen, und meine damit wohl auch mich. Ob mir diese Dimension meiner Aussage in der Situation bewußt war oder nicht, ist hier nicht die entscheidende Frage. Wichtig ist, daß Martha darauf eingeht. Mit ihrer schichtspezifischen Deutung - Akademiker- unterscheiden sich von Angestelltenkreisen - erreicht sie nicht nur, daß wir beide recht be-

halten. Ihr Urteil über Akademikerinnen, denen sie zugesteht, sich anders zu verhalten als die Frauen, deren Strategien sie ablehnt, schließt - da Martha weiß, daß ich studiert habe -, auch mich ein. So bleiben wir weiter Gleichgesinnte; das im vorangegangenen Gespräch wirksame Bündnis zerbricht nicht. Gleichzeitig wird jedoch mit der Unterscheidung zwischen Akademiker- und Angestelltenkreisen eine Differenz zwischen uns eingeführt, die für den Rest des Gesprächs gegenwärtig bleibt.

Nicht rohes, unbearbeitetes Material bildet also den Stoff für die retrospektiv deutende Erzählung - ich habe dies bereits zu Beginn dieses Abschnitts angesprochen; vielmehr ist es die *gelebte Geschichte*, die den Ausgangspunkt für die *erzählten Geschichten* darstellt. Dies gilt sowohl für meine Interviewpartnerin wie für mich - mit dem Unterschied natürlich, daß sich Martha nicht wie ich auf ein Transkript des Interviewtextes, sondern auf ihr Gedächtnis stützt. Angenommen, Martha hat nach dem Interview anderen davon erzählt: In dem Fall hat sie vielleicht nicht nur von der Interviewsituation als solcher berichtet, davon, wie es ist, von einer Psychologin interviewt zu werden, sondern auch von ihrer Erzählung gesprochen, geschildert, was sie mir berichtet hat und wie ich darauf reagiert habe. Ähnlich wie Martha im Interview ein zurückliegendes Gespräch mit ihrer Schwester erwähnt, um zu belegen, daß sie mit dem Vorwurf, ihre Mutter habe Josef bevorzugt behandelt, nicht alleine dasteht, könnte sie dann anderen gegenüber anführen, daß ich durchaus betroffen auf ihre Schilderungen reagiert habe. Sie könnte meine Reaktion auf die berichtete Benachteiligung der Töchter als Beleg dafür nehmen, daß nicht nur sie selbst die geschilderten Situationen als ungerecht empfindet.

Insofern unterscheidet sich meine »Nacherzählung« nicht grundlegend von der Art und Weise, in der Martha von der Interviewsituation berichtet: Beide Deutungen sind in spezifische Zusammenhänge eingebunden

und erfüllen konkrete kommunikative Funktionen. Gegenstand der retrospektiven Deutungen ist jeweils die interaktiv gelebte Geschichte. Diese gelebte Geschichte hat selbst jedoch narrative Vorläufer: Wie schon gesagt, bilden Geschichten, die wir in der Vergangenheit gelesen, gehört oder selber erlebt haben, die Folie, auf der wir das aktuelle Geschehen wahrnehmen - und entsprechend handeln. Dabei läßt sich die Lebensgeschichte, die Martha im Interview erzählt, und die Geschichte, die wir gemeinsam mit verteilten Rollen leben, nur analytisch trennen; im Gespräch selbst bedingen sich erzählte und gelebte Geschichten kontinuierlich. Vor diesem Hintergrund verschwimmt im »autobiographischen Prozeß« (Bruner) jede allzu klare Grenze, die wir versucht sind, zwischen Ereignis und Erzählung, Fakt und Fiktion, autobiographischem und kollektivem Gedächtnis oder individuellen und kulturellen Interpretationen zu ziehen (vgl. Brockmeier, 1999; Carr 1997; Edwards 1997).

III.

Die narrative Dimension von Interaktionen zeigt sich noch an anderer Stelle: Wir deuten Situationen nicht nur auf der Folie von Geschichten, die wir in der Vergangenheit gelesen, gehört oder selber erlebt haben; nicht selten antizipieren wir bereits in der Situation die Art und Weise, in der wir zu einem späteren Zeitpunkt darüber berichten werden. Es sind also nicht nur bereits erzählte, sondern auch noch zu erzählende Geschichten, vor deren Hintergrund wir in der aktuellen Situation handeln. Dabei sind es nicht selten konkrete Personen, die man sich als Adressaten dieser zukünftigen Geschichten vorstellt. Genauso, wie ich während des Interviews weiß, daß ich nachher Kollegen vom Interview erzählen werde - und meine Handlungen nicht zuletzt auch dahingehend ausrichte -, mag meine Interviewpartnerin konkrete Personen vor Augen haben, denen sie vom Interview berichten will. Vielleicht erwartet sie auch Nach-

fragen von ihrer Mutter oder ihren Schwestern - von Personen, die vom Interview wissen -, oder beabsichtigt, selbst das Gespräch bei nächster Gelegenheit auf das Interview zu lenken.

Beim Erzählen lebensgeschichtlicher Ereignisse und Erfahrungen tritt man also auf vielfältige Weise mit anderen Personen in Dialog. Was Michail M. Bachtin (vgl. 1979; Bakhtin 1986) für sprachliche Äußerungen im allgemeinen postuliert hat, läßt sich für autobiographische Erzählungen im besonderen sagen. Jede Äußerung, so Bachtin (1979, 169), findet den Gegenstand, auf den sie gerichtet ist, bereits besprochen, umstritten, bewertet vor: »Zwischen Wort und Gegenstand, zwischen Wort und sprechender Person liegt die (...) Sphäre der anderen, fremden Wörter zu demselben Gegenstand, zum gleichen Thema.« Wenn wir über etwas sprechen, von Ereignissen und Erfahrungen berichten, treten wir notwendig in Dialog mit diesen »fremden Worten«.

Viele der Ereignisse, die Bausteine der eigenen Lebensgeschichte bilden, werden im Familienkreis wieder und wieder erzählt (vgl. Keppler 1994). Bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten wird die Erinnerung an gemeinsam Erlebtes aufgefrischt, werden Einschätzungen von Personen, Deutungen von Zusammenhängen, Diagnosen und Prognosen zum Familiengeschehen synchronisiert. Freunde werden befragt, ob sie sich genauer als man selber an bestimmte Ereignisse erinnern, Tagebücher und Familienchroniken, Fotoalben und alte Videobänder konsultiert, um dem eigenen Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Nicht selten wird dabei längst Vergessenes wieder ausgegraben und in die gegenwärtige lebensgeschichtliche Deutung integriert.

Es sind jedoch nicht nur Erzählungen, Berichte und Deutungen, die verwandte oder vertraute Personen von Ereignissen gegeben haben, die Spuren in den Geschichten hinterlassen, die man über sich und das eigene Leben erzählt. Wie Bachtin (1979,

173) schreibt, ist jede Äußerung »gleichzeitig vom noch ungesagten, aber notwendigen und vorweggenommenen Wort der Replik bestimmt«. Dabei kann, muß es jedoch nicht allein die konkrete Gesprächspartnerin sein, deren Wahrnehmungs- und Erfahrungshorizonte, Einstellungen und Ansichten man antizipiert und deren Reaktionen man zu beeinflussen sucht. Es können die eigenen Eltern sein, von deren Lebensentwurf man sich implizit abzugrenzen sucht, bewunderte Vorbilder, deren Lebensgeschichte man zum Modell für die eigenen Erzählungen macht, Freunde, auf deren antizipierte Kritik man reagiert; es kann nicht zuletzt auch der gesellschaftliche Haltungen und Erwartungen repräsentierende »verallgemeinerte Andere« sein, um es mit Mead (1973) zu sagen, den man beim Erzählen der eigenen Lebensgeschichte vor Augen hat.

In jedem Fall werden andere zu »Ko-Autoren« oder »Komplizinnen« im Prozeß der Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte. In Anlehnung an den Begriff des »distributed knowledge« spricht Bruner in diesem Zusammenhang vom »distributed Self« (1990, 114). Ähnlich wie unser Wissen nicht nur aus Informationen besteht, die wir »im Kopf« gespeichert haben, sondern auch unsere Notizen, Bücher und die Menschen umfaßt, die man befragen kann – sich also gleichsam auf mehrere Instanzen verteilt –, so »verteilt« sich unser Selbst auf Personen und Instanzen der sozialen Welt, in der wir leben.

Auch Marthas Selbstbilder sind dialogisch konstituiert: Wie schon gesagt, entwickelt sie ihre Geschichte Schritt für Schritt im Dialog mit mir als Interviewerin. Dabei bin ich nicht nur mit meinen Nachfragen und Kommentaren in ihrer Erzählung präsent. Die Vermutung liegt nahe – ich habe sie bereits zu Beginn meines Beitrags geäußert –, daß Martha nicht zuletzt auch aufgrund der Erwartungen, die sie mir als Interviewerin zuschreibt, ausführlich von der Beziehung zu ihrer Mutter und den Konstellationen in-

nerhalb ihrer Familie berichtet. Da sie wußte, daß ich auch mit anderen Mitgliedern ihrer Familie Interviews machen werde, mögen Teile ihrer Erzählung vorweggenommene Antworten auf erwartete Fragen und vermutetes Interesse sein.

In der Erzählung Marthas ist jedoch nicht nur ihre Auseinandersetzung mit mir als Interviewerin gegenwärtig. Es sind auch die Sichtweisen, Deutungen und Einschätzungen anderer Personen, die, um es mit Bachtin (vgl. Bakhtin 1986, 92) zu sagen, als »dialogische Untertöne« mitklingen: In den Worten etwa, mit denen sie ihre Mutter charakterisiert, in der Art und Weise, in der sie die Beziehungsdynamiken innerhalb ihrer Familie darstellt oder ihre eigene Position in diesem Gefüge beschreibt, scheinen nicht zuletzt Gespräche mit ihren Schwestern und Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter nachzuklingen. Von daher läßt sich Marthas Erzählung nicht nur als Produkt des Dialogs mit mir, sondern auch als Resultat vorangegangener oder antizipierter Dialoge mit ihrer Mutter und ihren Schwestern lesen.

Obwohl Renate, die um sieben Jahre jüngere Schwester Marthas, mir ihr Leben in einer ganz anderen Form, nämlich als Geschichte der »seelischen Abnabelung« von ihrer Mutter, erzählt hatte und dabei ausführlich die einzelnen Stationen dieses Ablösungsprozesses schilderte, beschrieb sie die Situation der Töchter innerhalb der Familie ähnlich wie Martha. Ihr Vater und Josef haben »gelebt«, und die Töchter haben es »hinnehmen« müssen, wie die Männer gelebt haben; »da hat die Mama sicher Schuld daran, weil die Mama nie gesagt hat .. Moment mal, wir sind ja auch noch da«. Im Unterschied zu Martha jedoch, deren Erzählung von Beginn an um die ungerechte Behandlung kreiste, die die Töchter erfahren haben, tauchte bei Renate das Thema erst ganz zum Schluß ihrer Erzählung auf:

»Die Mama meint immer, Frauen müssen so leben, wie es die Männer gerade zuläs-

sen .. und das hat sie .. die Rolle wollte sie uns weitergeben (...) und genau das Gegenteil ist ja passiert, daß wir uns alle drei [Schwestern] dagegen gewehrt haben.«

Der Verweis auf die Situation der Töchter innerhalb der Familie hat unterschiedliche Funktionen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Schwestern. Wird in Marthas Erzählung das durch ihre Mutter früh erfahrene Unrecht zur Folie, auf der alle späteren Erfahrungen abgebildet werden, so illustriert Renate mit dem Hinweis auf die Familiensituation die schließlich geglückte »Abnabelung« von ihrer Mutter. Trotz dieser Unterschiede scheinen Martha und Renate eine bestimmte Problemsicht zu teilen; die Schwestern scheinen sich einig darüber zu sein, daß die ungleiche Behandlung, die Männer und Frauen innerhalb ihrer Familie erfahren haben, in zentraler Weise ihre Lebensgeschichte prägt. Zudem vertreten beide eine ähnliche entwicklungspsychologische These in Hinblick auf ihre Mutter. Martha beschreibt Frau Neuwirth als »ein armes Ding, da vom Berg herunter«, das von ihrer Mutter, also Marthas Großmutter - einem »Diktator« - wiederum unterdrückt worden ist. Renate spricht davon, daß die Großmutter ihre Töchter »miserabel« behandelt hat; »wichtig waren für die Oma nur die Männer und das hat sie ihren Töchtern so bei .. oder mitgegeben«.

Die Einschätzung also, daß die Art und Weise, wie sich Frau Neuwirth ihren Töchtern gegenüber verhalten hat, damit zu tun hat, daß sie von ihrer eigenen Mutter ungerecht behandelt worden ist, teilen die beiden Schwestern. In der autobiographischen Erzählung ihrer Mutter ist davon keine Spur zu finden. Im Gegenteil, Frau Neuwirth zeichnet mir gegenüber im Interview ein durchweg positives Bild ihrer eigenen Mutter: Ihre Familie war zwar arm, aber die Kinder konnten unbeschwert in einer ländlichen, harmonischen Umgebung aufwachsen.

Die Einschätzungen und biographischen Deutungen der Schwestern scheinen ihren

Ursprung also nicht in den autobiographischen Erzählungen der Mutter, sondern in Gesprächen untereinander zu haben. Es sind diese Gespräche, die in den Geschichten, die Martha über sich und ihr Leben erzählt, ihren Widerhall finden, die in ihren narrativen Selbstentwürfen als »dialogische Untertöne« anklingen. Ähnlich, wie ich ihr als Interviewerin mit meinen Nachfragen und Kommentaren beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte »assistiere«, sind auch ihre Schwestern in der Erzählung Marthas präsent - sie sind gleichsam »Ko-Autorinnen« ihrer autobiographischen Narration. Das »Selbst«, das sich in der autobiographischen Erzählung meiner Interviewpartnerin zeigt, verteilt sich so, um noch einmal auf das Konzept des »distributed self« zurückzukommen, auf unterschiedliche Instanzen der sozialen Welt Marthas: auf mich als unmittelbare Gesprächspartnerin ebenso wie - sicher neben anderen - auf ihre Schwestern.

Das eigene Leben in seiner Gesamtheit in einem Forschungsinterview zu schildern, ist ähnlich wie das Schreiben einer Autobiographie kein selbstverständlicher Bestandteil unserer Alltagspraxis. Und sicher sind die breit angelegten lebensgeschichtlichen Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen mehr als die Summe der autobiographischen Geschichten, die sie in unterschiedlichen Alltagssituationen erzählen. Aber ähnlich wie in den Geschichten, die wir in Alltagsgespräche einfließen lassen, überlagern sich auch in autobiographischen Großerzählungen mehrere Dialogstränge: Zum einen treten wir mit dem konkreten Gegenüber in Dialog, reagieren auf tatsächliche Äußerungen ebenso wie auf antizipierte Erwartungen der Gesprächspartner; zum anderen antworten wir mit unseren Erzählungen auf die Deutungen und Sichtweisen, die wir selber oder die andere von den berichteten Ereignissen oder Erfahrungen in der Vergangenheit bereits entwickelt haben oder von denen wir glauben, daß sie sie - danach befragt - entwickeln würden; und

nicht zuletzt positionieren wir uns mit unserer eigenen Geschichte innerhalb eines kulturellen Feldes möglicher lebensgeschichtlicher Deutungen. Sinn und Bedeutung einer autobiographischen Erzählung konstituieren sich in der Überlagerung dieser unterschiedlichen Dialogstränge; sie resultieren, mit Bachtin gesprochen (1979, 176), aus der »inneren Dialogizität« jeder autobiographischen Erzählung.

Anmerkung

1 Dieser Beitrag ist die gekürzte und leicht veränderte Fassung meines im Jahrbuch 97 des Kulturwissenschaftlichen Instituts veröffentlichten Aufsatzes »Das Selbst als Geschichtenerzähler. Autobiographisches Erzählen als kulturelle und soziale Praxis«. Als ehemalige Stipendiatin danke ich dem Kulturwissenschaftlichen Institut für die Unterstützung.

Literatur

BACHTIN, MICHAEL M. (1979): Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 BAKHTIN, MIKHAIL M. (1986): Speech Genres and other late essays. Austin: University of Texas Press
 BROCKMEIER, JENS (1999): Between Life and Story: Possibilities and Limits of the Psychological Study of Life Narratives. In: Maiers, W. et al (Hg.). Challenges to Theoretical Psychology. York: Captus Press
 BRUNER, JEROME (1990): Acts of Meaning. Cambridge, MA: Harvard University Press. Deutsch: (1997). Sinn, Kultur und Ich-Identität. Heidelberg: Auer
 BRUNER, JEROME (1991): Self-Making and World-Making. Journal of Aesthetic Education, 25, 1, 67-78
 BRUNER, JEROME (1993): The Autobiographical Pro-

cess. In: Folkenflik, R. (Hg.). The Culture of Autobiography, 38-56. Stanford: Stanford University Press
 CARR, DAVID (1997): Die Realität der Geschichte. In: Müller, K. E. & Rüsen, J. (Hg.). Historische Sinnbildung, 309-327. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
 DAVIES, BRONWYN & HARRÉ, ROM (1990): Positioning: The Discursive Production of Selves. Journal for the Theory of Social Behaviour, 20, 1, 43-63
 EDWARDS, DEREK (1997): Discourse and Cognition. London: Sage
 GOFFMAN, ERVING (1967): Stigma. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 GOFFMAN, ERVING (1977): Rahmen-Analyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 KEPPLER, ANGELA (1994): Tischgespräche. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 LABOV, WILLIAM & WALETZKY, JOSHUA (1973): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, J. (Hg.). Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 2., 78-126. Frankfurt am Main: Athenäum
 MARKUS, HAZAL & NURIUS, PAULA (1986): Possible Selves. American Psychologist, 41, 954-969
 MEAD, GEORGE HERBERT (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 RICOEUR, PAUL (1987): Narrative Funktion und menschliche Zeiterfahrung. In: Bohn, V. (Hg.). Romantik. Literatur und Philosophie, 45-79. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 POLKINGHORNE, DAVID (1988): Narrative Knowing and the Human Sciences. Albany: SUNY Press
 VAN LANGENHOVE, LUK & HARRÉ, ROM (1993): Positioning and Autobiography: Telling Your Life. In: Coupland, N. & Nussbaum, J. F. (Hg.). Discourse and lifespan identity, 81-99. Newbury Park & London: Sage